



Stefan Keim (mit Kriszti Kiss)
in der Titelrolle des Krimis
„Eine Leiche zum Kaffee“

SEITENWECHSEL

Wenn Kritiker Theater machen: Stefan Keim als Heinz Erhardt, Peter Michalzik als Autor. Überlegungen des Dramaturgen Sascha Kölzow

Text_Sascha Kölzow

Enttarnt: Kritiker schrieb unter Pseudonym Theaterstücke“, „Rehabilitation für Klaus B. Harms“: Schlagzeilen, Protestnoten, konspirative Stückübergaben von Kritikern an Intendanten, Stücke, in denen stückeschreibende Kritiker lächerlich gemacht werden, über die sich wiederum das Feuilleton das Maul zerreißt, Kritiker, die in Verdacht stehen, Intendanten zu viel Honig ums Maul

zu schmieren, damit sie (weiter) Stücke der Kritiker spielen, oder sie zu Unrecht niederzuschreiben, weil das eigene Stück, unaufgefordert eingesandt, nicht zur Aufführung angenommen wurde. Shitstorms, Theater-Gossip, Rausschmisse aus Redaktionen. Ganz schön heiß werden manchmal Überschreitungen der Grenze von Theater und Kritik gekocht. Oft aber auch sehr kalt gegessen, wo doch die Liste der Kritiker, die ganz selbstverständlich und unter Klarnamen auch Stücke schreiben, Dramaturgen sind, gar selbst auf der Bühne stehen, lang und bekannt



ist. In den letzten Wochen habe ich mit einigen von ihnen gesprochen und zwei Theaterabende besucht: „Mannheim Arrival“ von Peter Michalzik im dortigen Nationaltheater und „Ritter, Reime und Romanzen“, einen Heinz-Erhardt-Abend von Stefan Keim (der auch anderes wie den Krimi „Eine Leiche zum Kaffee“ spielt). Michalzik hat für „Mannheim Arrival“ aus Recherchen und vor allem Interviews mit Geflüchteten den Text für einen von Burkhard C. Kosminski geradezu herausfordernd schlicht inszenierten dokumentarischen Abend entwickelt, als zweiten Teil eines Doppelabends mit Millers „Ein Blick von der Brücke“, der aber auch als eigenständiger Theaterabend funktioniert. Keim dagegen widmet der Legende des komisch-poetischen Fachs eine leidenschaftliche Hommage, mit der er selbst in der Doppelrolle Erhardt/Keim den Direktkontakt mit dem Publikum der vor allem Privat- und Kleinkunsthörsucht – und findet. Wobei ich keinerlei Ambitionen habe, mich nun meinerseits ausgerechnet anhand zweier so diametral unterschiedlicher Abende als (Doppel-)Rezensent zu versuchen. Vielmehr geht es darum, das Phänomen theatermachender Kritiker aus hauptberuflich theaterschaffender Perspektive auf für mich essbare Temperatur zu sortieren.

Selbst auf einem etwas fachfremdem Umweg zum Theater gekommen, sind mir Seitenwechsler, Multiplayer und Grenzgänger zwischen Disziplinen grundsätzlich nah und meines Erachtens eine unabdingbare Bereicherung für die jeweiligen Spezialisten, ohne die es – was „es“ auch sei – natürlich überhaupt nicht ginge. Gleichzeitig stießen die Theaterbesuche mich natürlich genau auf das Dilemma, das entsteht, wenn wir eben nicht von Grenzen zwischen verschiedenen Disziplinen derselben „Seite“ reden, sondern von der Grenze zwischen Kunst und zugehöriger Kritik. Wenn ich die Abende hätte rezensieren müssen, es wäre mir schwer gefallen, bei den Machern nicht immer auch die Kritiker mitzudenken, die vermutlich irgendwann auch mal (wieder) eine Arbeit besprechen werden, an der ich beteiligt bin.

„Wenn sich die Theater mehr darum kümmern würden, die Lauterkeit, die sie als Fiktion mit sich herumtragen und von der Theaterkritik einfordern, bei sich selbst stattfinden zu lassen, käme das Theater schon ein Stückchen weiter.“

Peter Michalzik

Gott sei Dank muss ich mir das nicht als Feigheit anrechnen – ich habe keine Ambitionen in diese Richtung, und eine Rezension war ja auch nicht die Aufgabe. Aber auch wenn die Richtung umgekehrt ist und andere das besser trennen können oder weniger zu trennen brauchen, liegt da natürlich der Hund begraben. Oder der Grund, warum einige Fälle von theaterschaffenden (meist fürs Theater schreibenden) Kritikern für solchen Aufruhr gesorgt haben. Dabei ist es doch eigentlich recht einfach: Seine engsten Freunde (ob private oder künstlerische) sollte man nicht rezensieren. Darüber hinaus schreibt Peter Michalzik zum Beispiel bis auf Weiteres keine Kritiken über das Nationaltheater Mannheim. Ohnehin: „Es wird unsauber, wenn man beim Schreiben von Kritiken seine Gedanken nicht im Hinblick auf die beschreibende oder urteilende Aussage hin formuliert, sondern in Bezug auf sein Gegenüber“, so Michalzik.

S ich in beiden Welten zu bewegen ist natürlich dennoch ein speziellerer Fall, aber nicht grundsätzlich problematisch, sondern kann der Qualität der Arbeit als Kritiker auch zuträglich sein. Christian Muggenthaler etwa (wie Stefan Keim regelmäßig für DIE DEUTSCHE BÜHNE tätig), der als eines von mehreren Standbeinen auch als Dramaturg für das kleine *Bandhaus Theater Backnang* arbeitet und auch mal „halb von der Decke hängend an einer verreckten Beleuchtungsstimmung mitfrickelt“, macht „die zunehmende Kenntnis des Theatermachens von der praktischen Seite aus souveräner für die beschreibende“. Auch Stefan Keim wünscht sich von Kritikerkollegen oftmals mehr „Kenntnis der Abläufe und Pro-

zesse“. Zwar seien nicht im Sinne Siegfried Kracauers Produktionskritik und Besprechung des Ergebnisses gleich wichtig, wie dieser es für die Filmkritik postulierte, denn „wat zählt, is auf'm Platz. Aber die Tendenz stimmt“.

Dass man selbst die Erfahrung des Rezensierten macht, muss übrigens keinen vorsichtigeren Ton bedeuten, wie Peter Michalzik es bei vielen in dieser Hinsicht doppelt erfahrenen Kritikern beobachtet. Zwar prüft auch er selbst manchmal ein bisschen genauer, wie notwendig diese oder jene möglicherweise verletzende Zuspitzung ist. Aber gerade wenn man selbst schon harsche Kritik einstecken musste, warum sollte man andere zu sehr schonen? „Wer sich in eine öffentliche Auseinandersetzung über seine Arbeit begibt, weiß selbst, dass einen diese Auseinandersetzung dadurch, dass sie öffentlich ist, stärker treffen kann, als wenn das Gleiche im privaten Rahmen gesagt würde.“ Ob ein Kritiker die für seine Arbeit erforderliche Kenntnis der Materie auch aus eigener Theaterarbeit schöpft oder nicht, ist mir persönlich relativ egal. Aber die eingangs erwähnten Skandale drehen sich ja auch eher um die andere Schale der Waage: die ausreichende, eben kritische Distanz zu den jeweils beteiligten Künstlern und Institutionen. Wenn jemand die sogar wahren kann, während er mit ihnen auch zusammenarbeitet – Chapeau! Einfacher und unangreifbarer geht es sicherlich, wenn man die engsten eigenen Theaterkollegen ausspart. Dass es zu weit geht, wenn ein beleidigter, weil verschmähter Autor einen Intendanten oder ein Haus mutwillig zu beschädigen versucht, ist genauso klar wie Kloßbrühe wie der gegenteilige Fall ungebührlichen journalistischen Einschleimens, um eine bestehende oder sich anbahnende Zusammenarbeit zu befördern. Aber das sind hoffentlich wirklich Ausnahmefälle, die es im Einzelfall zu beurteilen gilt, und ist im Übrigen auch nicht theaterspezifisch. Loyalitäts- und Rollenkonflikte gibt es überall.

Was die Theaterarbeit selbst angeht, gerade – wie bei „Mannheim Arrival“ – die dokumentarische, können und sollten wir doch freudig die Bereicherung annehmen, dass Journalisten ihre Fähigkeit, Recherche und Interviews zu interessanten Texten zu verarbeiten, in den Dienst eines guten Theaterabends stellen. Oder sich auf andere Weise und gegebenenfalls ganz unabhängig von ihrem Journalistendasein als talentierte Autoren, Dramaturgen oder gar Regisseure oder Performer entpuppen.

Kurzum: Solange das Selbst-Rezensiert-Werden oder die Nähe zu den Theatern und Theaterschaffenden die Kritikertätigkeit nicht beeinträchtigt, sondern bereichert: wunderbar! Aber nur dann.

Denn in Zeiten, in denen die Theater genauso zusammengestrichen werden wie die Kulturteile vor allem der lokalen und regionalen Medien, sitzen wir zwar in einem oder in ähnlichen Booten, sollten uns dort aber nicht zu sehr miteinander einkuscheln und mit Samthandschuhen streicheln. Theater und Theaterkritik sind zu retten (und gerettet werden müssen beide vielerorts), aber dafür müssen auch mal die Boxhandschuhe an: mehr kluge Verrisse, aber auch entschiedenere Hymnen und kenntnisreiche theaterpolitische Plädoyers! Auch wenn die damit verbundene Angst, sich zu weit aus dem Fenster zu lehnen, sich zu etwas zu bekennen, die Peter Michalzik als verbreitetes Phänomen beschreibt, groß sein mag. Was diese Angst angeht, müssen auch wir in den Theatern uns öfter und strenger an die eigene Nase fassen und gute Kritik, wo sie passiert, dann auch als wertvollen (Sparrings-) Partner schätzen. Und übrigens generell mehr praktizieren, was wir predigen: „Wenn sich die Theater mehr darum kümmern würden, die Lauterkeit, die sie als Fiktion mit sich herumtragen und von der Theaterkritik einfordern, bei sich selbst stattfinden zu lassen, käme das Theater schon ein Stückchen weiter.“ (Michalzik)

Aber dafür ist es irrelevant, wer wie oft die Seite wechselt. Das ist ein anderes Thema. Und, ehrlich gesagt, das wichtigere. ■



UNSER AUTOR

Sascha Kölzow ist Dramaturg. Nach Stationen am Schauspiel Essen und dem Schauspielhaus Bochum arbeitet er derzeit am Hessischen Staatstheater Wiesbaden. Gemeinsam mit Schauspielerin Lisa Jopt (siehe Seite 9) organisiert er momentan die *Konferenz Konkret zur Rettung des Stadttheaters*.